

Mantua.

Wenige Städte Oberitaliens sind Deutlicher dem Namen nach so vertraut wie Mantua, wenige aber werden merkwürdigerweise von den deutschen Italienern so selten besucht wie gerade diese an Kunstschätzen und geschichtlichen Erinnerungen so reiche Stadt.

banni Francesco III., erbauten Ap- parlamento della Grotta, sehen wir Fresken von des Meisters Hand, Groß- testen und mythologische Szenen dar- stellend. Unter den beinahe zahllosen Sälen, Gemächen und Kabinetten der

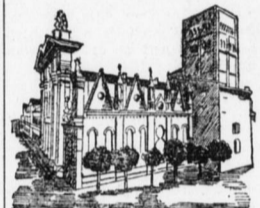


Palast der Reggia.

oberen Stockwerke sind die Stanz- je des Giove und die Sala di Troja mit Gemälden seines Pinsels ausge- schmückt; in der Sala dei Martiri, dem ehemaligen Mittelsaal, hat er eine Innen- decoration im Stile der römi- schen Thermen geschaffen, die zum Herrlichsten gehört, was die ganze An- lage dem Auge des Beschauers dar- bietet.

Was Giulio Romano für die Regia, das war etwa sieben Jahrzehnte vorher Andrea Mantegna für das Castello di Corte. Er hat in einer Reihe von köstlichen Fresken der Ca- merra degli Spofi Szenen aus der Fa- miliengeschichte der Gonzaga darge- stellt. Unter den Gestalten, die von den Wänden auf uns niedersehen, interessiert uns besonders eine deutsche Fürstin, Barbara von Brandenburg, die Gemahlin Roberto III. Ber- gomerischer ist in diesem Gemache auch die Dede, die sich in der Mitte schneidert öffnet, um anmuthige Frauen und Kinder — in Unterlicht gemalt — aus luftiger Höhe hinabzublicken zu lassen.

Rehren wir zur Piazza Sordello



Die Kathedrale San Pietro.

zurück und wenden uns dann in süd- westlicher Richtung, so gelangen wir nach wenigen Schritten auf die Piazza delle Erbe, den Gemüsemarkt, an dessen Südostseite sich der Uhrenturm und der ziemlich verbaute Palazzo della Regione erheben. Ganz in der Nähe finden wir die Hauptkirche der Stadt, Sant' Andrea, einen Bau von gewaltigen Verhältnissen, an dessen Aus- führung und Ausschmückung fast alle Mantuaner Künstler von Bedeutung betheiligt sind.

Nun verlassen wir durch die Via Magistralo den älteren Theil der Stadt, überschreiten auf der Brücke San Silvestro den Rio, den Verbindungs- canal des oberen und unteren Seetheiles, wandern die schurgen- reiche Via Principe Amadeo hinab und betreten durch die Porta Pusterla das ausgedehnte Wiesengebiet, in dessen Mitte sich das berühmte Lusthaus der Gonzaga, der einstufige Palazzo del Te (abgeleitet aus Teletto, Schlei- fenort) erhebt. Der leider nicht zum besten erhaltenen, aber immer noch im- portanten Bau ist in seinen wesentlichen Theilen eine Schöpfung Giulio Romanos. Anfangs nur zur Aufnahme des herzoglichen Stuhles bestimmt, wurde die Anlage während des Baues zu einem fürstlichen Landhause großen Stiles erweitert. Der Schloßgarten ist heute größtentheils verodet, nur ein herrliches Kasino und eine phan- tastische Grottenanlage zeugen von den Tagen, da sich hier das bunte Leben eines prächteliebenden Hofes ent- faltete.



Blick auf Mantua vom Mincio damm aus.

mentlich in ihrem Centrum winzig und düster; der Verkehr, bei dem Fehlen eines nennenswerthen Handels ohnehin geringfügig, beschränkt sich so ziemlich auf eine einzige, kaum 1000 Fuß lange Straße, den Corso Im- perio I., und die Bevölkerung zeigt, wenigstens zur Sommerzeit, in Aus- sehen und Gebaren die für alle Aus- bergenden charakteristische Schläf- ferheit.

Der Reisende, der, von Verona kommend, sich der Stadt nähert, be- merkt, bevor er auf dem sogenannten Minciodamm das Seeboden des Mincio passiert, eine ausgedehnte Festungsanlage. Es ist die Citadelle der Stadt, mit dieser selbst durch einen langen Damm verbunden. Die An- gabe mancher Reiseführer, daß An- dreas Hofer in dieser Citadelle erschof- fen worden sei, beruht auf einem Irr- thum. Die Hinrichtung erfolgte viel- mehr auf der Bastion der an der Süd- seite Mantuas gelegenen Porta Ce- rese.

Der erste Eindruck, den die Stadt auf den vom Bahnhofe Kom- menden ausübt, ist keineswegs viel- sprechend. Ungleich großartiger ist das Panorama von der entgegengesetz- ten Seite, wo ein schmaler Damm zu der Vorstadt San Giorgio hinüber- führt. Hier, an der Porta San Gio- rigo, überhauert man mit einem Blick fast alle bedeutenderen Gebäude. Zu- nächst sieht man rechts das ältere- graue Castello di Corte, die Wiege der



Halle im Palazzo del Te, früher Wohnsitz der Gonzaga.

Macht des Hauses Gonzaga. Ein überbederter Gang verbindet das Ras- sell mit dem weitläufigen Gebäude- complex zur Linken, der Reggia oder Corte Reale, dem Residenzschloß der Mantuanischen Herzöge, das aus den bescheidenen Anfängen einer Burg der Bonacossi nach und nach zu dem jetzigen Riesenschloß angewachsen ist. An das Schloß angebaut ist die ehemali- ge Hofkirche Santa Barbara, ein Hochrenaissancebau von edlen Formen, und zwischen dieser und dem Ras- sell werden der späte Backsteinbau und die Kuppel von Sant' Andrea und noch weiter nach rechts zu die Torre della Gabbia des Palazzo Gabenazzi sichtbar.

Wir beginnen unsere Wanderung von der Piazza Sordello aus, werfen einen flüchtigen Blick auf die sinnen- getönten gotischen Paläste Gabenazzi und Castiglioni, gehen an bühni- schen Paläste, einem Bauwerke des 18. Jahrhunderts, vorüber und betreten die Domkirche San Pietro, eine fünf- schiffige Säulenhalle, deren La- vade fast eben so reich wie mit dem gewöhnlichen, unvollendet gebliebenen romanischen Glockenturm contras- tirt. Die köstliche Leinwand der Piazza Sordello nimmt die sinnige- krönte Front der Reggia ein. Davor steht das Denkmal der poltischen Wäl- typerin von 1851. Im Innern des Sa- lates haben wir Gelegenheit, Giulio Romano in seiner doppelten Eigen- schaft als Architekt und Maler zu bewundern. Gleich im Erdgeschoß, in der sogenannten Scaldaria, dem letzten Rest des für Placida d'Este, die schöne und gelehrte Gemahlin Gio-

Compliment.



„Es scheint mir, als wenn Frau Schmidt jetzt über mich gelacht hätte!“ „Kann schon sein, die lacht oft über das dümmste Zeug.“

Der Weinfabrikant.



„Das ist halt ein Weinerl... Den soll mir amal die Natur nachma- chen!“

Eine Gegnerin der Toiletten- künste.

Die rumänische Königin, unter ihrem Schriftstellernamen „Garmen Selya“ allgemein bekannt, ist keine Freundin der Toilettenkünste. Sie schreibt darüber u. A.:

Wenn nur die Frauen sich nicht einbilden, schöner sein zu können, als die liebe Natur sie gewollt und gemacht hat. Gegen manche ist sie ja wohl sehr larg verfahren, von denen man nicht einmal sagen kann: „Sie hat aber so schönes Haar!“ Aber diese können erst recht nichts gutmachen, denn die Natur erscheint eben doch immer in ihrer ganzen Wahrhaftigkeit und wirkt dann noch unangenehmer, wenn man die An- strengung gemacht, die gemacht worden ist, sie zu verbessern. Man will krau- ses Haar haben, weil die anderen Leute krauses Haar haben. Man will ganz dünn sein; nicht als ginge man in sein Grab, sondern als käme man aus dem- selben heraus. Man will gar keine Hüften haben, weil die Männer keine haben und man eben möglichst den Männern gleichen will. Dabei aber doch schön sein, das ist Alles recht schwer zu vereinigen. Die schönste Schönheit bleibt die Gesundheit, die trocknen Wangen, die hellen Augen, die in jedem Athemzuge. Ob man da ein bißchen rund ist oder sehr mager und leichtfüßig, ob man etwas breitere Hüften hat oder zierlich und klein ist, ob man junonisch oder thusbendhaft aus- sieht, oder wie ein Canagaragürchen, das kann man mit aller Kunst nicht anders haben. Es kommt nicht darauf an, so auszufehen wie die An- deren, sondern wie fein eigenes, bestes Selbst.

Hierzu braucht man sehr ein- fache Künste, nämlich zwei gute, nicht zu kalte Wäber den Tag, je nach der Natur, die man hat. Einige haben lieber kalte Wäber, Andere müssen sie so warm wie möglich haben, und in dieses Wäber die Haare tauchen und tüchtig ein- felsen; sind sie kurz, jeden Tag, sind sie lang, jede Woche. Die Rumäninnen hatten früher das wunderbare Haar der Welt. Sie wuschten es jede Woche in Fluthen von Wasser und Lauge oder Schmirseife. War es gar zu stark, so wurde es in drei bis vier lose Röpfe geflochten, so daß es nicht wirt werden konnte; aber die Damen bestel- ten Riesenhaare bis in's achtzigste Jahr. Damals war das Trocknen eine stundenlange Arbeit; heutzutage hat man Trocknenbüchsen, die mit be- heiztem Wasser gefüllt, dieses Geschäft in kürzester Zeit besorgen. Dann kamen die falschen Haare auf und die Poma- den und die großen Frisuren, und die Haare fielen aus, und sie sind nun nie mehr so schön wie ehemals. Denn früher fristeten die Damen sich nicht, sondern trugen das Haar ganz einfach, so wie es die Natur ihnen geschenkt hatte. Ich wuschte mein Haar täglich mit Schmirseife, in meinem Wäber, und erhalte es bis und stark, obgleich es schon schmerzlich ist. Meine Mutter that dasselbe und hatte so silberweißes Haar, daß es gegen den Schnee noch weiß schimmerte. Das Wäber erhält die Kopfhaut und die Kopfnerven außer- ordentlich frisch, und man ruht darin aus, wenn man sich überangestrengt hat. Die Orientalen wissen sehr gut, daß man nach Lebensanstrengung in ein heißes Wäber gehen muß, und daß man dann ausgeruht und zu neuen Strapazen bereit datus herbeizugeht. Wir machen ungeheure geistige Anstren- gungen; da sollten wir daselbe System befolgen und immer dabei, warm ba- den, wenn die Müdigkeit eintritt, nicht schlafen gehen, ohne noch gebadet zu haben. Die Kinder schlafen so herrlich nach ihrem Wäber, und wir sind darin Kinder unser Leben lang. Um die Haut schön zu erhalten, muß man es wieder machen wie die Orientalen, die sie immer mit sehr rauhen Dingen rei- ben. Luffe ist mir nicht raub genug; ich büsche Gesicht und Körper mit einer starken englischen Bürste und der ge- wöhnlichen Schmirseife, die wunder- bar stärkende Eigenschaften für die Haut und für den ganzen Organismus hat. Der Geruch geht sofort weg, wenn sie genau abspült worden ist. Hernach muß man sich mit tüchtigen Handtüchern reiben und dann noch mit Luchern, die man in England aus Vigen macht, damit nichts in den Poren zurückbleibt, auch keine Spur von Seife.

Die Pflege der Zähne ist eine große Hauptsache für die Gesundheit. Man muß sie nach jeder Mahlzeit mit nicht zu harten Bürsten sorgfältig reinigen, dann erhält man sie gesund. Man kann sie gar nicht oft genug am Tage büirsten, das macht den Mund frisch und ruht wiederum aus. In der ärztlichen Kunst ist man auf die Ent- fernung der Mitrosen verfallen, das heißt, auf äußerste Weichheit; man kann nicht genug waschen und nicht genug frische Wäsche gebrauchen. Kinder sollten Morgens und Abends ihr Wäber haben, damit sie raubfrei in ihre Betten kommen, und sehr oft ihre Fingern puhen, damit keine An- steckung durch den Mund eingeathmet oder diese sofort entfernt werde. Es sollte gar kein Haus ohne Wäber mehr geben.

Die Menschen meinen fälschlich, daß ein Wäber erquiden könne ohne Seife und ohne starkes Reiben. Die Orien- talen massiren sogar, weil das Reiben allein noch ungenügend ist. Man kann gar nicht genug frostiren und nicht ge- nug Seife anwenden, damit aller Staub entfernt wird und alle Poren offen liegen, da auch die Poren Athem- ertzeuge sind. Es gibt Leute, die nie Wasser in's Gesicht bringen oder we- nigstens nie Seife, weil sie fürchten, zu sehr raub und so stark wie möglich ab-

reiben muß; dabon wird die Haut so weich und schön wie von gar keiner Kosmetik. Man muß suchen, immer mitten am Tage ein wenig zu schlafen wie die Feldarbeiter und die Wägel, und wenn man sich erhebt, wieder voll- ständig Toilette zu machen, sich zu waschen, die Zähne zu puhen; dann erreicht man ein hohes Alter mit schönem rothen Wäden und bei voller Ge- sundheit.

Es ist ein wahres Unglück, daß die Frauen sich einbilden, Puder und Schminke verschönere sie; sie denken gar nicht, wie blau, wie fast das aus- sieht, wie unnatürlich und oft sogar ungesund. Warum wollen denn einige durchaus blaß sein? Nur bei ganz dunkler Haut, schwarzen Augen und schwarzen Haaren ist Blässe schön; zu hellen Augen gehören rothe Wäden. Und nun gar dieses Dünnseinsollen, das wie ein Schwindel die Menschen ergriffen hat. Aber es ist so einfach, etwas Dikt zu halten; kein Fleisch essen, sondern Gemüse und Früchte, denn wirh man nie stark. Überhaupt sollte man seine Kost nach seinem Le- ben einrichten; wer viel isst, sollte nie Fleisch anrühren, da der Körper mit starker Kost nicht fertig werden kann, sondern viel besser von Früchten lebt.

Wir wollen gern schön sein und können das auch erreichen, aber auf einem ganz anderen Wege als durch Toiletten- künste. Uebrigens daß das Schön- seinsollen gar nicht zur Zeitzeit, da wir es den Männern gleich und zuvor thun wollen, als ob wir ihre Verunde- mung und ritterlichen Gefühle nicht mehr brauchen, sondern ohne diese recht zu werden gebeten. Warum denn dann noch gefallen wollen? Die schönste Schönheit ist eben doch die Gesundheit. Selbst.

Immer derselbe.



Professor (an einem herrlichen Sommertag): „Ich bin doch gar nicht mehr so zerstreut, heute habe ich doch meinen Regenschirm nicht vergessen.“

Zweideutiges Versprechen.



Schwiegervater: „Gebrüder Herr Schwiegervater, Sie sagten einmal zu mir, wenn ich Ihre Tochter heirathe, hätte ich Aussicht, später zu ein paar tausend Mark zu kommen, und jetzt, da ich sie geheirathet, geben Sie mir dieses lumpige Wohlthätigkeitslos!“ Schwiegervater: „Nun und hast Du da nicht Aussicht, einen Treffer zu machen?“

Ein guter Kunde.



„Nun, Meister, so unvorsichl... Was ist Ihnen denn?“ „Ach, denken Sie, schicke ich dem Studio drüben, der mich schon so lan- ge auf Bezahlung warten läßt, eine bringende Mahnung; ich müßte mein Geld unbedingt haben, die Zeiten sind schlecht und ich momentan ohne Arbeit... Was schickt er mir da?.. Drei Paar zerrißene Stiefel!“

— Ein poetisches Hilfs- buch. Dichter: Was ich mache? Ich noitre mit Stoff zu einem Frühlings- lied. Freund: Aus dem Handelsregis- ter? Dichter: Gewiß, sich her: Früh- ling & Sonnenchein; Blütenbusch & Verdenkschlaf; Nachtigall & Rosen- strauch; Grünbaum & Wasserquell; Liebesberg & Sängler; Freudenprung & Lustig; Sorgenlos, Selig & Co.

— In Neapel. „Der Wäber raucht heute aber ganz ausnahmeweise stark.“ „Das glaube ich schon, es soll ja heute Vormittag ein Cigarren-Rei- sender sammt seinem Mustertoffer in den Schlund gestürzt sein.“

Buchhalter und Prati- kant.



Buchhalter: „Was, erst bis über- morgen können Sie die Kuchensuhr repariren! Das ist mir sehr unange- nehm, da werd' ich ja nicht wissen, wann es zwölf Uhr ist.“ Uhrmacher: „Früher ist es mit nicht möglich; den Verpendelst benötige ich nicht, den kann ich da lassen.“



Chef: „Unsere Kuchensuhr scheint voranzugehen, es ist — ja was soll das bedeuten?“ Buchhalter: „Entschuldigen, Herr Pringipal, die Uhr ist in der Repara- tur, und da hab' ich den Praticanten als Ersatz hinaufgeschickt; wenn er sich signalmal mit dem Verpendelst hin und her schwenkt, ist's eine Minute, da macht er sich immer ein Strich und geht — schreit der Kuchid 'grad zwölf.“

Patent-Wohnungsbüro für zahlungsunfähige Schuldner.



1



2



3

Wirklich?



Bürgermeister (zu einem neuange- stellten Beamten): Gewinnbringende Nebenbeschäftigung ist Ihnen nicht ge- statet. „Ach, dann muß ich ja auch das Dichten aufgeben...“

Robornes Schredmittel.



„Sie, gnä' Herr, bitt halt'n S' a' wen'g!“ „Ich habe wenig Zeit — was wün- schen Sie?“ „Wit' schön, kommen S' doch a' biffert' rein und mach'n S' n' „Wau- waau“ — mei' Franzl is so schlimm!“ — Er habe in's Commencienrath (in seiner Villa in Piazza zu seinen Gästen): „Nu, meine Herrschaften, wie bekommt Ihnen mein Klima?“

Der entlassene Sträfling.



„... Sie müssen die Anstalt mit dem festen Vorsatz verlassen, nie mehr dahin zurückzukehren!“ „Den Vorsatz hatt' i' schon, lieber Herr Direktor — aber wenn s' mi' halt wieder erwisch'n!“

— Unerkennung. Leutnant (der sich von einem modernen Maler portrairen ließ, als er mit dem Wäbe sehr zufrieden): „Zum Staunen, wie die moderne Kunst die höchsten Aufga- ben spielend bewältigt!“

— Unschuldig. Richter: „Schä- men Sie sich, Meyer! Solange ich Amtsrichter hier bin, stehen Sie regel- mäßig jährlich drei bis vier Mal vor mir!“ — Gauner: „Aber ich kann doch nir dafür, daß Sie nicht avanciren!“

„Erkenne dich selbst!“



Maler (nach Vollendung seines Selbstporträts): „Es ist wirklich wahr, schmer ist's sich selbst zu erkennen!“

— Widerlegt. A.: Die deutsche Sprache ist eigentlich recht arm! B.: Na, da sollten Sie einmal meine Frau- eine Garbinenpredigt halten hören!

— Abgebligt. Lebemann (der von einer reichen Erbin einen Korb er- hält): „Sie weisen meinen Antrag ab? Nun gut — aber bedenken Sie, wenn ich jetzt zeitweilig unglücklich bin, so tragen Sie die Schuld!“ — Sie: „Im- merhin besser als die Schulden!“

Unerklärlich.

Professor (im Restaurant, Kopfschütteln): Na, da sollten Sie einmal meine Frau- eine Garbinenpredigt halten hören!

— Gegenständig. Dame (den Laden verlassend): Man muß diese Kaufleute kennen — drei Mark habe ich abgeholt! Kaufmann (für sich): Man muß diese Damen kennen — sechs Mark habe ich aufgeschlagen!

Alleerding!



„Was schau'st Du denn so, Alter?“ „Ich den! mir 't'od: es is doch a' rechts Glück, daß Du keine Schloß- längerin bist!“

— Offen. „Dieses Bild kann ich nicht malen, dazu gehört ein größerer Pinsel wie ich!“

— Geschmeichelt. Räuber: „Möchten Sie lieber einen schönen Ihr Geld — oder Sie sind ein Kind des Todes! Alte Kofette (entsetzt): Ein Kind hat er mich genannt! — Hier, edler Räuber, meine Wäfel!“

Fatales Zusammentreffen.



„... Bevor ich Sie engagire, will ich Sie noch aufmerksam machen: Ich bin manchmal etwas grob!“ Und Ach erst, Herr Baron!“

— Non plus ultra. A. (zu B.): Die Eitelkeit meiner Frau über- reizt wirklich alle Begriffe! B.: Ich schäme mich schon ein Rehtopffes- den vor, bloß um sich dem Arzt auch noch den Rehtopff bespiegeln lassen zu können!

— Letztes Mittel. Erste (zu B.): „Nun, ist Dir noch nicht genug nachgesprungen in's Wä- fer?“ Zweite: „Ne! Aber jetzt lern' ich schwimmen, vielleicht kann ich mi' gelegentlich selbst Einen heraus- schießen!“